

Einleitender Redebeitrag der Initiative auf der Gedenkkundgebung in der Halskestraße 72 am 22. August 2015

Nguyễn Ngọc Châu kam am 26. Juli 1958 in Saigon zur Welt. Er war von Beruf Lehrer. Nach längerer Flucht wurde er im Frühjahr mit vielen anderen von dem Rettungsschiff "Cap Anamur" aus einem Boot im Südchinesischen Meer geborgen und in ein Lager nach Singapur gebracht, von wo aus er am 15. April 1980 in Hamburg eintraf.

Đỗ Anh Lân kam ebenfalls aus Saigon. Er wurde im chinesischen Stadtteil Cholon am 10. März 1962 geboren. Er war wohl bereits zwei Jahre auf der Flucht, als er 1979 durch eine Hilfsaktion der Wochenzeitung „Die Zeit“ nach Hamburg kam. „Die Zeit“ hatte Spenden gesammelt, um 280 Vietnamflüchtlinge aus einem malaysischen Flüchtlingslager auf der Insel Pulau Bidong nach Hamburg zu holen. Auch seine Mutter sollte später kommen. Als sie schließlich kam, war ihr Sohn bereits ermordet worden.

Über diese dürren Fakten hinaus wissen wir bisher kaum etwas über das Leben von Nguyễn Ngọc Châu und Đỗ Anh Lân. Ihr Tod dagegen hat 1980 viel Aufmerksamkeit hervorgerufen. Die beiden teilten sich ein Zimmer in der Flüchtlingsunterkunft in diesem Gebäude, in dem ca. 240 Menschen untergebracht waren.

Am 21. August 1980 erscheint ein Artikel im „Hamburger Abendblatt“, in dem über die Abschiebung einer Gruppe von Sinti und Roma und Afghan_innen berichtet wird. Die „Verärgerung“ im Senat darüber sei groß, so das „Abendblatt“, weil die Stadt „schon mit 9000 Asylbewerbern überlastet“ sei und diese auf Staatskosten in Hotels untergebracht würden. Die Adresse, wo die Gruppe unterkommen soll, wird genannt: die Halskestraße.

Sybille Vorderbrügge und Raymund Hörnle, zwei Mitglieder der „Deutschen Aktionsgruppen“ um Manfred Roeder sind an diesem Tag auf dem Weg nach Norden. Sie lesen auf der Fahrt den Abendblatt-Artikel, telefonieren mit Roeder und quartieren sich bei Gleichgesinnten in Barmbek ein. In der Nacht fahren sie in die Halskestraße und werfen Brandsätze durch die Scheibe in das Zimmer auf der Rückseite des Hauses, in dem Nguyễn Ngọc Châu und Đỗ Anh Lân schlafen. Ersterer

stirbt noch in der Nacht. Đỗ Anh Lân werden trotz schwerer Verbrennungen zunächst gute Überlebenschancen eingeräumt. Doch am 31. August stirbt auch er.

Die Beerdigung von Nguyễn Ngọc Châu und Đỗ Anh Lân auf dem Öjendorfer Friedhof fand unter großer Anteilnahme und Beteiligung statt. Der damalige Hamburger Bürgermeister Hans Ulrich Klose sprach über die zerstörten Hoffnungen der Ermordeten und darüber, dass ihr Tod eine Mahnung sein müsse, geflüchtete Menschen „von Herzen“ aufzunehmen.

Heute existieren die Gräber der beiden nicht mehr. Kaum jemand in Hamburg kennt noch die Namen von Đỗ Anh Lân und Nguyễn Ngọc Châu. Nichts erinnert an ihren Tod.

Im Rückblick und im Wissen um die seit 1980 ungebrochene Kontinuität rassistischer Morde und Brandanschläge muss die in den damaligen Zeitungsberichten durchscheinende Empathie mit den Opfern und das Ausmaß der Betroffenheit eher überraschen als das komplette Vergessen.

Und beim Vergessen bleibt es ja nicht. Es ist eng verknüpft mit dem Verdrängen und Verleugnen, dem Verharmlosen, Verdrehen und Vertuschen. Wie oft wurden Opfer rassistischer Übergriffe und Morde zu Tätern gemacht? Wie oft wurde ihnen oder ihren Angehörigen die konkrete Unterstützung und Solidarität verweigert? Wie selten ist es gelungen, das Gedenken an die Ermordeten im öffentlichen Bewusstsein zu verankern und in einer angemessenen Weise zu gestalten?

Wie selten wurden neonazistische Täter_innen, wie es bei den Mitgliedern der „Deutschen Aktionsgruppen“ der Fall war, als terroristische Vereinigung angeklagt und verurteilt? Wie häufig dagegen wurden und werden rassistische Übergriffe und die Motive der Täter_innen entpolitisiert und verharmlost oder – wie beim NSU – ein neonazistischer Hintergrund systematisch aus den Ermittlungen ausgeblendet? Was ist von der erschrockenen Selbstkritik der Presse übrig geblieben, die willfährig jede Polizeimeldung nachdruckte und diese lustvoll mit unsäglichen Wortschöpfungen wie die der „Dönermorde“ garnierte?

Heute, wo wir wieder eine neue Welle rassistischer Mobilisierungen gegen Geflüchtete durch einen Mob aus „guten Bürger_innen“ und

organisierten Nazis sowie hunderte Anschläge auf deren Unterkünfte erleben müssen, heute, wo Tausende Menschen ihre Flucht nach Europa nicht überleben, weil die europäischen Regierungen an ihrer Abschottungspolitik festhalten, mag sich die Frage stellen, warum wir Energie darauf verwenden, ein Gedenken an Morde einzufordern, die bereits 35 Jahre zurück liegen.

Wir tun dies, weil wir davon überzeugt sind, dass es dieselben rassistischen Unterströmungen in dieser Gesellschaft sind, die sich im Verharmlosen und Verdrängen der zahlreichen rassistischen Morde seit 1980 manifestieren wie in der Kälte und den Ressentiments gegenüber Geflüchteten. Wenn im allgemein anerkannten Jargon „Fremdenfeindlichkeit“ und „Ausländerhass“ bemüht werden, um nicht von Rassismus reden zu müssen, dann wird damit zugleich deutlich gemacht, dass die davon Betroffenen eben Fremde sind und bleiben und eigentlich nicht dazu gehören; dass das Problem die weiße deutsche Mehrheitsgesellschaft also im Grunde nicht betrifft. Rassistische Ausschlussmechanismen setzen sich fort im Desinteresse an den Opfern und in der Abwehrhaltung, die Initiativen, die sich für Gedenkkorte einsetzen, entgegenschlagen. Das Vergessen der Taten ist nichts anderes als deren Duldung durch Desinteresse.

Dem Hamburger NSU-Opfer Süleyman Taşköprü wurde immerhin eine Straßenumbenennung gewidmet. Allerdings handelte es sich hierbei nicht um die Schützenstraße, in der der Mord geschah, sondern um eine Parallelstraße, die bis dato nur zwei Anrainer hatte. So verkommt offizielles Gedenken zur Pflichtübung, die keinem weh tut.

Würde stattdessen an allen Orten rassistischer Morde kenntlich gemacht, was dort geschehen ist, so wäre die Dimension der Gewalttaten von Neonazis und anderen Rassist_innen weniger leicht zu übersehen, zu verdrängen und als bedauerliche Einzeltaten zu verharmlosen.